

# Plauderstübchen

Wochenbeilage zum „Rheingauer Bürgerfreund“

Druck u. Verlag von Adam Etienne, Oestrich-Winkel.

## Auf der Spur!

Novelle von B. G.

Schl.ß.

Nachdruck verboten.

„Was fehlt Ihnen, sind Sie krank?“ Alfreds Stimme brachte Lydia zum Bewußtsein zurück, denn bei der Erzählung von Frau von Sommerfeld war sie betäubt in einen Sessel gesunken.

„Ich fühle mich ohnmächtig,“ entgegnete sie tonlos, „es ist vielleicht nur die drückende Hitze.“

„Was soll ich Ihnen holen, Wein?“

Sie schüttelte das Haupt und erhob sich langsam.

„Lassen Sie mich,“ flüchte sie leise, „ich will nach meinem Zimmer gehen, hier ist es zu schwül.“

„Fräulein Fiedlen, gehen Sie in mein Voudoir,“ ertönte jetzt Frau von Sommerfelds schrille Stimme, „auf meinem Schreibtisch finden Sie eine Photographie in Cabinetform, es ist Frau Hegendorf.“

Frau von Sommerfeld hatte eifrig mit ihrer Schwester gesprochen und daher die kleine Szene in der Ecke des Salons gar nicht bemerkt, und ehe sie Lydias bleiche Wangen und verstörte Züge bemerkt, hatte das junge Mädchen bereits das Gemach verlassen.

„Sie müssen ein Glas Wein trinken,“ beharrte Alfred, der ihr unbemerkt gefolgt war, dann führte er sie in das Speisezimmer und hat so lange, bis sie sich gestärkt hatte.

„So“, sagte er, als sie den letzten Tropfen getrunken hatte, „jetzt legen Sie sich nieder und schlafen Sie. Erinnern Sie sich, als ich vor vier Wochen in dem kalten Korridor stand, befahlen Sie mir, in mein Zimmer zu gehen; ich gehorchte Ihnen, und jetzt tauschen wir die Rollen.“

„Sie sind sehr gütig gegen mich,“ hauchte sie matt, „ich fühle mich schon besser. Jetzt hole ich die Photographie für Frau von Sommerfeld, und dann gehorche ich Ihnen.“

„Ich will Sie hier erwarten,“ gab er schnell zurück; „dann bringe ich das Bild in den Salon, Sie sollen nicht mehr hineingehen.“

Ein dankbarer Blick aus den tiefen, seelenvollen Augen lohnte ihn reichlich, dann eilte Lydia die Treppe hinan. Sie brauchte nicht lange zu suchen; das Bild lag auf einem offenen Buche, in dem Frau von Sommerfeld gewiß gelesen hatte. Lydia schauderte, als sie die wohlbekannten Züge der Stiefmutter betrachtete und die kalten Augen auf sich gerichtet sah.

„Sie hat sich gar nicht verändert,“ flüsterte sie bei sich selbst und nahm das Bild zur Hand, und sie haßt mich noch ebenso sehr wie früher. Oh, wie wird sie mich verhöhnen und verspotten, wenn sie jetzt kommt! Aber ich bin gewarnt. Ehe sie dieses Haus betritt, muß ich es verlassen haben. Aber mein Vater — mein armer Vater —

— die Worte erstarben auf ihren Lippen, ihr Anblick wurde geisterbleich, und die Augen starrten regungslos auf das aufgeschlagene Buch. Ihre Blide waren mechanisch auf die vor ihr liegende Seite gefallen, dessen Kapitel überschrieben war: „Langsame Vergiftung durch Arsenik.“ Einige Stellen waren mit Bleistift bezeichnet, sie waren augenscheinlich oft gelesen und handelten über die Anwendung des Giftes.

Einige Augenblicke noch stand sie regungslos, dann schlug sie das Buch zu und eilte aus dem Zimmer.

„Sie sehen noch sehr blaß aus,“ sagte Alfred, als er das Bild aus ihrer Hand nahm, „ich ängstige mich um Sie.“

Lydia lächelte traurig. „Es fehlt mir nichts, morgen werde ich ganz wohl sein,“ versicherte sie.

„Sie scheinen aufgeregt. Warten Sie hier, ich hole Ihnen ein Beruhigungsmittel. Meine Mutter hat auf ihrer Reise mit einem Nervenarzt Rücksprache genommen und für mich diese Arznei mitgebracht. Sie bringt mir jeden Abend ein Glas davon, es steht schon in meinem Zimmer, aber heute trinken Sie es für mich.“

Lydia erschrak. „Bitte, holen Sie mir das Mittel,“ rief sie hastig, „es wird mir gewiß gut tun.“

Alfred eilte davon.

„Oh, wenn ich ihn jeden Abend verhindern könnte, das Mittel zu gebrauchen, so würde er noch gerettet werden,“ dachte sie schauernd bei sich selbst.

Jetzt kam er zurück. „Wir wollen es der Mutter gar nicht sagen,“ bat er lächelnd, „es soll ein sehr gutes Mittel sein, und ich soll es gebrauchen.“

„Und nun soll ich es an Ihrer Stelle nehmen,“ scherzte Lydia, und nahm das Glas aus seiner Hand.

„Ich wünschte, Sie würden noch mehr für mich tun,“ flüsterte er ihr zu und trat nahe an sie heran.

„Was ist es,“ gab sie ebenso leise zurück, doch jeder Nerv zitterte in ihren Gliedern.

„Werden Sie meine Gattin und versuchen Sie, mich ein wenig lieb zu haben,“ kam es leise von seinen Lippen, dann erfaßte er ihre Hand und hauchte einen Kuß darauf.

„Nein — nein, ich darf nicht,“ stöhnte sie und eilte flüchtig davon.

Leise ging sie in die Gesindestube. Der alte Franz saß allein, er mochte wohl eingeschlummert sein, denn er erschrak heftig, als Lydia sanft seine Schulter berührte. „Still“, flüsterte sie ihm zu, als er sprechen wollte, „und sagen Sie nicht, daß ich bei Ihnen war. Aber sehen Sie hier — dies ist ein Schlafmittel für Herrn Alfred, — ich

fürchte, es ist vergiftet. Nehmen Sie jeden Abend das Glas aus seinem Zimmer und stellen Sie Wein dafür hin. Ich verlasse mich auf Ihre Vorsicht, und ehe Franz sich von seinem Erstaunen erholt hatte, war Lydia verschwunden.

Die meisten Bewohner der kleinen Villa verbrachten eine schlaflose Nacht. Lydia lag infolge der aufregenden Ereignisse der letzten Stunden ruhelos auf ihrem Lager und konnte kaum die wirren Gedanken sammeln. Sie dachte am Alfred, an die Gefahr, in der er stündlich schwebte, und den Argwohn gegen seine Stiefmutter. Sie hatte gesehen, wie Frau von Sommerfeld das weiße Pulver in die Limonade schüttete, dann das Buch auf dem Schreibtisch — ein bereiteter Zeuge ihrer Schuld. Dann hatte Alfred seine Liebe verraten, aber ach! so sehr ihr Herz ihm entgegenzuschlug, mußte sie doch gewalttham ihre Gefühle verbergen, aus Furcht vor Entdeckung. Und dann ihr Vater! Was würde geschehen, wenn er wirklich als Gast in dieses Haus kommen würde? ein Gedanke, den sie nicht auszudenken wagte.

Alfred konnte ebensowenig in dieser Nacht Ruhe finden. Die Worte des jungen Mädchens klangen ihm noch im Ohr, und vergeblich bemühte er sich, einen Grund zu finden, weshalb seine Liebe zurückgestoßen würde. Er liebte sie so innig, glaubte auch von ihrer Gegenliebe überzeugt zu sein, und dennoch hatte sie auf seine Bitte nur ein kurzes „Nein“.

Frau von Sommerfeld war ganz entsetzt, als sie am Abend ihr Voudoir betrat und das verräterische Buch offen auf ihrem Schreibtisch liegen sah. Daß sie selbst es dort gelassen, hatte sie vergessen, und jetzt fiel es zentnerschwer auf ihre arg besleckte Seele, daß Lydia garnicht das Bild gebracht, und Alfred, der es ihr später überreichte, war ungewöhnlich erregt gewesen, vielleicht hatte er selbst das Buch entdeckt und trat jetzt als Ankläger gegen sie auf.

Sogar Franz, der alte treue Diener, wälzte sich schlaflos auf seinem Lager.

Er dachte an seinen armen jungen Herrn und überlegte, welche Schritte er zu seiner Rettung tun könnte. Der Argwohn der Gouvernante hatte schon längst in seinem Herzen Wurzel gefaßt, aber heute war er noch mehr darin bestärkt, denn je, da der Küchenjunge den Wein getrunken, den Lydia ihm gegeben, und seitdem klagte er über heftige Kopfschmerzen und hatte gegen Abend sogar Fieber.

Aber als am anderen Morgen der treue Alte sein Tagewerk beginnen wollte und immer noch un schlüssig über die Schritte war, die zur Entdeckung des Verbrechens führen sollten, hatte eine höhere Hand bereits die Rettung eines jungen Menschenlebens übernommen.

Fräulein Waldhausen war allein im Frühstückszimmer, als Lydia zur gewohnten Stunde mit ihren kleinen Böglingen eintrat.

„Bleiben Sie bei mir,“ wandte sie sich bittend der jungen Dame zu, während sie die Kleinen schnell in das Kinderzimmer zurücksandte, „wir sind um Frau von Sommerfeld in großer Sorge, sie scheint ernstlich erkrankt zu sein. Alfred ist bei ihr, er sagte mir, sie habe in der Nacht so schwer geatmet, daß er es in seinem Zimmer gehört habe.“

„Fürchten Sie für ihr Leben?“ kam es zitternd von den Lippen des erschrockenen Mädchens.

„Ja, Alfred fürchtet das Schlimmste, er hat schon nach dem Arzt geschickt. Dort kommt er“, unterbrach sie sich, als in diesem Augenblicke der schrille Ton der Hausglocke ertönte, „hoffentlich ist unsere Angst unbegründet, und wir machen uns unnütze Sorge.“

Als aber nach kurzer Zeit Alfred in das Gemach trat, sah man aus seinen entstellten Zügen, was geschehen war. „Sie ist tot“, flüsterte er leise, „ein Gehirnschlag hat ihrem Leben ein Ende gemacht.“

Als sie neben ihrem Gatten mit großem Pomp und Gepränge zur letzten Ruhe gebettet wurde, folgte Alfred zunächst dem blumengeschmückten Sarge. Er führte sein kleines Brüderchen an der Hand, ahnte aber nicht, daß um seinetwillen die Entschlafene ihre Seele mit einem entsetzlichen Verbrechen belasten wollte.

Nur Lydia und der alte Diener wußten es, aber sie wahren das Geheimnis treu in ihren Herzen.

Die junge Dame hatte das Buch genommen, es vor den Augen des Alten zu Asche verbrannt und beide hofften jetzt auf Erhaltung des Lebens des geliebten jungen Herrn.

Bald nach der Beerdigung der Frau von Sommerfeld nahm Fräulein Waldhausen die Kinder und die Gouvernante zu sich und bezog mit ihnen eine kleine Besitzung am Rhein, die Alfred gehörte, und die von jetzt an der Wohnort der kleinen Familie sein sollte, während Alfred mit einem Freunde im sonnigen Süden völlige Genesung finden wollte. Als er nach einigen Monaten seine Rückkehr anzeigte, wollte Lydia für immer die ihr lieb gewordene Stellung verlassen. Sie wußte, Alfred liebte sie noch immer, obgleich seit jenem verhängnisvollen Abend kein Wort von Liebe über seine Lippen gekommen, aber seine Blicke hatten deutlich genug gesprochen.

Dann gedachte sie der Zukunft, die noch ebenso öde und trostlos vor ihr lag, wie vor Jahresfrist, und ihr Herz zog sich trampschaft zusammen.

„O, Vater, Vater,“ stöhnte sie dann, „ich habe Dein Haus verlassen, und Du hältst mich für tot, und meine arme Gertrud, deren Namen ich trage, und deren Stellung ich mir aneignete, wenn Ihr Beide wüßtet, wie unglücklich ich bin, so würdet Ihr Mitleid mit mir haben.“

„Guter Gott, Alfred, wer ist die junge Dame?“

„Das ist Fräulein Fielde, Herr Hegendorf; sie ist die Erzieherin meiner kleinen Geschwister. Warum fragen Sie?“

Alfred von Sommerfeld war unerwartet und früher von seiner Reise zurückgekehrt und hatte einen Gast, den Gutsbesitzer Hegendorf, mitgebracht.

Fräulein Waldhausen begrüßte die beiden Herren in der offenen Haustür, und der Gast hatte mit einem slich tigen Blick die hohe schlanke Gestalt einer jungen Dame bemerkt, die gerade über den Korridor schritt, und die seine ganze Aufmerksamkeit fesselte.

„Alfred“, sagte er dann tief bewegt, und seine Stimme klang fast feierlich, „ich glaubte meine Tochter Lydia gesehen zu haben, die ich seit einem Jahre als tot beweine.“

„Fräulein Fielde heißt Lydia,“ erwiderte Alfred, „ich will sie zu Ihnen führen, damit Sie ihre Bekanntschaft machen. Führe doch Herrn Hegendorf in den Salon, liebe Tante, ich will Fräulein Fielde holen.“

Er eilte die Treppe hinan. Niemand hätte in diesem kräftigen jungen Mann, der zwei Stufen mit einmal nahm, den schwachen Kranken wiedererkannt, der vor Jahresfrist kaum ein Glied rühren konnte.

Die junge Dame war allein; sie preßte die Hand gegen die Stirn und schaute zum Fenster hinaus.

„Lydia!“

Bei dem Tone der wohlbekannten Stimme wandte sie sich schnell um, und heiße Blut färbte ihre bleichen Wangen. Alles war in diesem Augenblicke vergessen, die Angst vor Entdeckung, die Furcht vor der Zukunft, sie süßte nur seine Nähe und seine Liebe. Mit ausgestreckten Händen eilte sie ihm entgegen, und im nächsten Augenblicke drückte er sie fest an sein Herz.

„Geliebte, freust Du Dich, mich wiederzusehen? Es war doch nur ein böser Traum, der mich glauben machte, daß Du mich nicht liebtest.“

Die leise geflüsterten Worte riefen sie blitzschnell in die Wirklichkeit zurück. „O nein, nein,“ schluchzte sie unter Tränen. „Lassen Sie mich los, ich darf Sie nicht lieben, aber die Freude, Sie wiederzusehen, war so groß, daß ich meine Gefühle nicht beherrschte.“

Alfred ließ sie aus seinen Armen; erschreckt trat er einen Schritt zurück. „Ist Ihr Herz nicht mehr frei,“ stöhnte er, „haben Sie einen Bräutigam?“

„Nein, nein, ich liebe nur Sie allein. Aber ich darf nicht Ihre Gattin werden,“ schrie sie fast verzweifelt; „und wenn Sie erst alles wissen, werden Sie es selbst nicht wünschen. Ich bin gar nicht Fräulein Fielde, für die Sie mich halten — ich bin eine Betrügerin.“

„Was?“ rief Alfred entsetzt.

„Ja, Sie halten mich für Fräulein Fielde, die Frau

von Sommerfeld für ihre Kinder engagierte, aber die bin ich nicht. Ich bin Yhdia Hegendorf, die heimlich ihres Vaters Haus verließ, und die seit einem Jahre für tot gehalten wird."

In fieberhafter Eile, als ob sie das Ende ihrer traurigen Geschichte nicht erwarten könne, erzählte sie dann die tröstlichen Ereignisse. Alfred stand an ihrer Seite, er war tief erschüttert, dann bedeckte er seine Augen mit der Hand, um seine Erregung zu verbergen.

"Ist das Alles?" fragte er, als Yhdia schwieg und tief gesenkt die Augen zu Boden heftete.

"Ja, Sie sehen, ich habe Sie betrogen und verdiene Ihre Liebe nicht."

Er hielt sie wieder fest in seinen starken Armen, richtete ihr tränenfeuchtes Gesichtchen zu sich empor und flüsterte ihr heiße Liebesworte zu. "Du bist mein, und ich lasse Dich nicht, meine süße, kleine Braut," und neigte sich zu ihr und küßte sie.

Arm in Arm saßen sie zusammen, dann erzählte er von der Ankunft ihres Vaters und seinem Verlangen nach seinem geliebten Kinde.

"Du mußt ihn wieder lieb haben, das soll Deine Ehre sein, weil Du ihn so lange im Glauben liehest, Du seist tot. Komm, ich führe Dich zu ihm als seine wiedergefundene Tochter und meine holde kleine Braut."

An seinem Arm betrat sie klopfenden Herzens den Salon.

Wieder war es ein rauher, stürmischer Dezembertag. Eis und Schnee bedeckten Wald und Feld, und wohin das Auge schaute, trieb der Wind die wirbelnden Flocken vor sich her oder jagte die aufgehäuften Massen wild auseinander. Yhdia stand an der Seite ihres Gatten und blickte sinnend in die winterliche Landschaft hinaus.

"Woran denkst Du, Geliebte?" flüsterte er ihr zärtlich zu und unterbrach das lange Schweigen.

"Ich dachte soeben, wie wenig ich es verdiene, so glücklich zu sein," gab sie leise zurück. "Mein Vater hat mir vergeben, meine Stiefmutter ist jetzt freundlich gegen mich, und jetzt ist es gerade ein Jahr, seitdem meine arme Gertrud starb." Dann schmiegte sie sich liebevoll an ihn und flüsterte: "Wie gut ist es mir doch ergangen, und zeitlebens will ich Dir dafür dankbar sein."

## Im letzten Augenblick.

Novelle.

Zwei wacklige Bemühung, des Glücklings habhaft zu werden, war eben so erfolglos wie die heimliche Nachforschung Richard von Ruffans. Armand Martigny war für immer aus Rennes verschwunden. Sein Name ward schimpflich als der eines Deserteurs ausgerufen und die Todesstrafe in contumaciam über ihn verhängt, bis man im Stande sei, sie an dem Schuldigen selber zu vollziehen.

2.

Dreizehn Jahre waren dahingerauscht im Strom der Zeit. Große Ereignisse hatte sie über die Welt gebracht. Europa war erschüttert in seinen Grundvesten. Staaten wechselten über Nacht ihre Besitzer, Könige ihre Kronen und vor eines Namens Hint begüßten sich Könige und Fürsten, ein Mann schwang eifern seinzepter über eine halbe Welt — Napoleon Bonaparte, Kaiser der Franzosen.

Ein gefesselter Riese lag Deutschland unter seines Armes Macht. Deutsche Erde ward von Frankreichs Truppen überschwemmt, die als Gebieter schallten und sich jede Erpressung erlaubten. Selbst Oesterreichs Kraft war gebrochen: die Schlacht bei Wagram hatte auf das Neue den Glückstern des stolzen Norfen hell aufleuchten lassen und an Stätten, die bis dahin noch tein feindlicher Fuß betreten hatte, zogen jetzt triumphierend französische Soldaten als Eroberer ein.

Auch in der kleinen Stadt B. erwartete man stünd-

lich das Einrücken der Franzosen. Die Bewohner waren in fieberhafter Aufregung; man wußte noch nicht, welche Truppenabteilung man zu erwarten hatte, und wer ihr Führer sei. Von diesem hing ja gewöhnlich das Schicksal der Stadt und der Bürger ab.

In einer der vornehmsten Straßen hart am äußern Ende stand ein stattliches Haus. Es gehörte der Witwe eines Kaufmannes, die das Geschäft ihres Gatten fortsetzte und mit ihrer einzigen Tochter das Gebäude bewohnte: — Frau Lichtenthal galt für eine der geachteten und vermögendsten Frauen den Stadt.

Während Groß und Klein in Bewegung war, teilte die Dame des Hauses in ihrem einfach ausgestatteten Wohnzimmer. Frau Lichtenthal war von mittelgroßer Gestalt und nie schön zu nennen gewesen, um so weniger jetzt, da sie bereits die Fünfzig erreicht hatte und ihr Haar schon stark mit Grau gemischt war; aber aus ihrem Antlitz mit den blühenden blauen Augen leuchtete Tatkraft und Gütmütigkeit hervor.

Neben ihr saß ein kleiner Mann mit blonder Perücke und nach der neuesten Mode übertrieben gedehnt gekleidet, obwohl er sich bereits in den Vierzigern befand und einen Ratsherrenposten der kleinen Stadt bekleidete. Gerhard Halling war sein Name. Sein Neueres erschien eben nicht anziehend: eine gewisse Falschheit und lauernde Linterlist blinzelten aus seinen grauen Augen, die eine feine goldene Brille überdeckte.

"Also teuerste Freundin," fuhr er eben fort, "Sie verweigern mir, dem langjährigen Nachbarn, dem Diebstahl Ihres in Gott ruhenden Gemahls zum dritten Mal die Hand Ihrer Tochter? Heute muß es sich entscheiden oder nie. Bedenken Sie, jeden Augenblick können französische Truppen einrücken. Sie kennen unsere Sieger. Wäre es nicht besser, ich wachte über Melanie als meiner Braut?"

Hingenscheinlich wollte Frau Lichtenthal den Ratsherren mit möglichster Schonung behandeln, denn sie füllte ihm aus der vor ihr stehenden Flasche das geleerte Glas mit dunkel glühendem Wein, bevor sie erwiderte.

"Vieher Halling! Lassen Sie mich offen zu Ihnen reden und mißdeuten Sie die Worte einer alten Bekannten nicht. In Zeiten schwerer Not, wie die jetzigen, da muß Alles, was sich deutsch nennt, zusammenhalten und sich hinweg setzen über jedes Kleinliche Bedenken. Hören Sie mich denn an. Wenn ich Ihnen wiederhole, daß Melanie, meine Tochter, leider Ihre Neigung nicht erwidert, so ist Ihnen dieses gar nichts Neues."

Der Rat warf einen Blick auf seine untadelhafte Toilette, einen anderen verstohlenen in den Spiegel, der ihm sein Antlitz wiedergab.

"Wenn ich Ihnen nun heute ein Geheimnis entdecke, lieber Freund," fuhr die Witwe fort, "so geschieht es, weil es schon in wenigen Stunden aufhört, ein solches zu sein. Melanie's Herz ist nicht mehr frei und ihre Wahl hat meine vollste Billigung, denn der von ihr erwählte Mann ist brav und bieder."

"Mir ahnte es längst", grollte Halling, "der Franzose ist es, kein Anderer."

"Sie haben es erraten, Freund, der junge Franzose Armand Duroy, der vor elf Jahren kaum dem Knabenalter entwachsen hierher kam und von meinem Manne in sein Geschäft genommen ward. Lichtenthal hatte es nie zu bereuen. Armand war treu und fleißig wie Keiner — ein unermüdlicher Arbeiter schwang er sich von Stufe zu Stufe und seinen Würdigeren konnte ich finden, da mein Gatte die Augen schloß, die Leitung des Geschäftes zu übernehmen, als eben ihn. Die Neigung der jungen Leute ist mir nicht fremd; ich sah sie keimen und schwiegen. Nun aber im Angesicht des Kommenden soll noch heute die stille Verlobung gefeiert werden und

Armand ein doppeltes Recht besitzen, ein Haus und ein Mädchen vor jeder Verunglimpfung zu schützen, die er einst sein nennen wird; denn ich — und heller leuchteten Frau Nichtenhals blühende Augen auf — ich werde mir schon selber zu helfen wissen.“

Mit verbissener Wut hatte Halling den Worten der Witwe gelauscht. „Und wissen Sie“, brach er jetzt los, „daß sie einen Verrat an ihrem Vaterland begehen, indem Sie Ihre Tochter einem Franzosen vermählen?“

„Diebstahl Halling“, sagte die Witwe lächelnd, „die Liebe treibt keine Politik und einem edlen Herzen fordert man keinen Paß ab und fragt: wo deine Heimat?“

Halling erhob sich von seinem Platze. „Und kennen Sie die Vergangenheit Duroys“, fragte ich Sie?“ sagte er leise und zischelnd: „wissen Sie, wer seine Eltern waren, wer er selber, aus welchem Bagno er vielleicht entsprungen ist.“ — —

„Herr Halling!“ — Das blaue Auge der Witwe flammte zornig leuchtend auf.

„Manben Sie mir und seien Sie vorsichtig,“ fuhr der Ratsherr fort; „fiel Ihnen nie ein seltsam schenes Wesen an Ihrem Schützling auf, eine unerklärliche Traurigkeit, so oft die Rede auf Frankreich kam? Der Mann hat kein gutes Gewissen, sage ich Ihnen.“

„Gewiß entging mir dieser Umstand nicht,“ entgegnete Frau Nichtenberg ernst; „allein ich habe in Armands Seele gelesen; drückte ihn ein Verbrechen, nie würde er wagen, ein ehrbares Haus durch seine Gegenwart zu beflecken, und traurige Erinnerungen, kaum vernarbte Wunden aufzureißen, liebe ich nicht. — Doch nun“, unterbrach sie sich, den Ton wechselnd, „nun lassen Sie diesen Gegenstand unseres Gesprächs für immer fallen und bleiben Sie mir ein Freund und meiner Tochter ein — väterlicher Beschützer, selbst wenn ich sie noch heute mit Armand Duroy verlobte.“

Sie reichte Halling die Hand, deren Drud der kleine Mann aber nicht auf das Herzlichste empfand; dann verließ sie, wirtschaftliche Pflichten zu erfüllen, das Zimmer.

Halling blieb allein. Drohend blickte er der Witwe nach und seine Faust ballte sich.

„Und dennoch wird sie mein“, murmelte er vor sich hin; „es muß einen Haken geben, an dem ich diesen Duroy fassen und seine Verbindung mit Melanie unmöglich machen kann. Und finde ich dies schwarze Pünktchen in seinem Dasein: — ich wollte es schon bis zur Muße erweitern, die das Mädchen, das ich zur Gattin begehre, für immer von ihm trennen soll.“

Sein Selbstgespräch ward durch das Öffnen der Tür unterbrochen. Ein Mann von etwa 30 Jahren trat ein, es war Armand Duroy, der Geschäftsführer und zukünftige Schwiegersohn des Frau Nichtenhals.

Dieselben feinen Züge, die einst im Kasernenhof zu Rennes das Antlitz des Jünglings so anziehend erscheinen ließen, waren bei dem Manne nicht verwischt, nur waren sie ernster geworden, wie Armands ganze Erscheinung den Eindruck einer milden, aber energischen Männlichkeit darbot. In diesem Augenblick aber erschien ihm irgend eine Aufregung zu beherrschen. Er war sehr bleich und ein gewisses verstörtes Wesen konnte selbst dem Unbefangenen nicht entgehen.

Das Antlitz des Rats glättete sich. „Ah, Herr Armand Duroy, rief er ihm entgegen, zum Teil Thretwillen kam ich hierher! Sie wissen, wir können stündlich das Einrücken französischer Truppen erwarten; von den Vätern der Stadt ist keiner der fremden Sprache so mächtig, eine stehende Unterredung mit den Befehlshabern zu führen, da dachten wir an Sie. Als Franzose von Geburt wird es Ihnen gewiß ein Vergnügen und eine Ehre sein, mit Ihren Landsleuten zum Besten der Stadt zu verhandeln.“

Ein sichtlich erschrocken durchbebt die Gestalt des jungen Mannes bei den Worten des ihn scharf beobachtenden Ratsherrn.

„Ich“, sagte er besangen, „ich als Berniküler dienen? Das ist mir unmöglich, Herr Halling, unmöglich, weil — weil —“

„Nun weil? — Sie sollten sich des Auftrages freuen, denke ich; — vielleicht finden Sie unter den einrückenden Truppen Bekannte aus früherer Zeit.“

„Ich glaube kaum; auch fühle ich mich sehr angegriffen, so daß ich kaum weiß, ob ich im Stande sein werde, eine dringende Reise anzutreten.“

„Ei, ei, eine Reise! — Und Sie dächten daran, die Damen allein im Hause zu lassen? Fürwahr sehr sonderbar! Sonderbar nämlich nenne ich Alles, was diese Augen sehen und dieser Kopf nicht zu begreifen vermag. Aber wirklich, Sie scheinen krank; regt Sie die Freude über den Einmarsch Ihrer Landsleute so auf?“

„Hören Sie,“ unterbrach Armand, „vernehmen Sie nicht Trommeln?“

(Fortsetzung folgt).



\* Im Leben Friedrich des Großen spielte bekanntlich der Krüdstock eine große Rolle. Unter den vielen Anekdoten vom „alten Fritz“ ist jedoch eine weniger bekannte enthalten, in welcher der König mit dem Krüdstock nicht seinen Zweck erreichte: Der große König hielt auf einer der gewöhnlichen jährlichen Provinz-Revueen Marüüber ab. Es ging nicht am besten und der Monarch war sehr böser Laune. Schließlich machte eine Eskadron Husaren noch einen völlig falschen Ausfall, worüber der König seinen Zorn nicht bemeistern konnte. Seinen Krüdstock, den er befallentlich auf dem Pferde nicht aus der Hand ließ, drohend emporhebend, jagte er auf den Rittmeister der Eskadron zu. Dieser sah den König mit dem aufgeregten Gesicht und dem Unheil verheißenden Krüdstock auf sich lossprennen. Der Rittmeister wollte von dem Krüdstock seines Königs nichts wissen; er gab seinem Pferde die Sporen und jagte davon. Der zornige König sprengte hinter ihm her, aber der Rittmeister war jünger und gewandter als der alte Fritz und sein Pferd schneller als das des Königs. Dieser holte den Verfolgten nicht ein und mußte unverrichteter Sache zurückreiten. Am andern Morgen sollte die Revue mit einer großen Parade geschlossen werden. Vor derselben kam der kommandierende General zum König, um den Rapport abzufragen und die Befehle des Königs zu empfangen. Nachdem er die allgemeinen Sachen gemeldet hatte, sagte er: „Und nun habe ich Euer Majestät noch eine sehr unangenehme Angelegenheit vorzutragen.“ „Wasse er hören!“ „Der Rittmeister von . . .“ „Ach, derselbe, der gestern mit seiner Schwadron den dummen Streich machte!“ „Es war gestern ein Unglückstag, Majestät!“ „Ja, ja. Nun, was will sein Rittmeister?“ „Er bittet Eure Majestät um seinen Abschied.“ „So, so!“ „Er ist einer der bravsten und tüchtigsten Offiziere der Armee; sein Ausscheiden ist ein großer Verlust!“ „Und warum will der Mann seinen Abschied?“ „Er wollte mir den Grund nicht sagen; aber er meint, er könne seit gestern mit Ehren nicht mehr dienen!“ „Ach so! Also der Mann ist ein braver Offizier?“ „Einer der bravsten!“ „Befehle er dem Rittmeister, auf der Parade zu sein.“ Der General ging. Die Parade wurde abgehalten. Als der König bei der Schwadron des Rittmeisters und bei diesem selbst ankam, hielt er sein Pferd an. Laut, daß der ganze Generalsstab, der hinter ihm hielt, und die ganze Umgebung es hören konnte, sagte der König zum Rittmeister: „Rittmeister von . . ., ich habe ihn zum Major ernannt; ich wollte es ihm gestern schon sagen; aber er war mir zu geschwindel!“ Der neue Major reichte natürlich seinen Abschied nicht etn.